

Im Eisenbahnwagen vierter Klasse.

Erzählung von **Friedrich Thieme.**

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nun, hat's geschmeckt?" wandte Rumpf sich an seinen Nachbarn, nachdem er seinen Entschluß gefaßt hatte, indem er die wieder aufgenommene Zeitung bei sich verbarg.

„Danke, sehr gut," entgegnete dieser.

„Sind Sie in Erfurt bekannt?"

„Nein."

„Schade — Sie hätten mir dann vielleicht Bescheid geben können. Haben Sie schon ein bestimmtes Ziel dort?"

„Nein."

„Sie wollen in die Herberge gehen?"

„Ja."

„Wo sind Sie zu Hause, wenn ich fragen darf?"

Der Bursche zögerte einen Moment, ehe er antwortete. „In Frankfurt an der Oder."

„Ah, in Frankfurt an der Oder! Sie kommen jetzt aus Leipzig?"

„Ja."

„Der Bursche ist verteufelt verschlossen," sagte Rumpf zu sich selbst. „Ich muß ihn anders nehmen. — — Die Leutchen dort sprechen noch immer von dem Berliner Mord," warf er so gleichmütig hin, als er es nur immer vermochte. Dabei heftete er seine Augen auf den Schlosser und bemerkte, daß dieser die seinen zu Boden senkte.

„Mir wird die Geschichte langweilig," fuhr er in demselben Tone fort. „Ueberall dasselbe Thema; es ist, als ob es gar nichts anderes mehr in der Welt zu reden gäbe. Haben Sie auch darüber gelesen?"

„Ich? Ja, gewiß," erwiderte der junge Mann hastig. „Mehr wie zu viel. Es geht mir wie Ihnen — die Sache steht mir bis an den Hals."

„Schrecklich genug ist es ja," sprach Rumpf weiter, den anderen scharf beobachtend, „und auch in den Einzelheiten höchst interessant. Solch ein junger Mensch und schon solch ein abgefeimter Verbrecher! Hat eine ganze Familie ins Unglück gestürzt. Das Gewissen kann ihm doch sein ganzes Leben lang keine Ruhe mehr lassen!"

„Ich habe den Vorfall nicht so genau verfolgt," erwiderte der Schlosser nach einer Pause mit merkbar erregter Stimme. „Auf der Reise findet man nicht Zeit und Gelegenheit." Er schüttelte sich und fügte hinzu: „Es ist sehr kalt hier."

„Frieren Sie?"

„Ich friere, die Kälte überläuft mich förmlich."

Die Kälte oder die Angst, dachte der Handwerksmeister, laut aber sagte er: „Es ist im ganzen hübsch warm hier. Aber Sie sind dünn bekleidet, und die Thüren schließen schlecht."

„Sie werden auch zu oft auf- und zugeschlagen."

„Allerdings. Haben Sie keinen Ueberzieher?"

„Keinen."

„Wie werden Sie erst frieren, wenn Sie hinauskommen! Wir müssen zehn bis zwölf Grad haben. Wirklich eine schauderhafte Kälte. Wenn Sie nur wenigstens ein warmes Tuch — warten Sie, ich kann Ihnen aushelfen."

Giuseppe Zanardelli,
der neue italienische Ministerpräsident. (S. 99)

„Wieso?" fragte der Bursche zweifelnd.

„Ich bin auch auf der Wanderschaft gewesen; ich weiß, wie einem zu Mute ist bei solcher Witterung mit dünnen Lumpen auf dem Leibe."

Damit holte Rumpf aus seinem Koffer einen dicken blauen Shawl heraus. „So, der wird Sie warm halten. Nehmen Sie."

Der andere zögerte erst, fand es aber dann für gut, den Shawl dankend anzunehmen. Er schlang ihn um den Hals und ließ die Enden über die Brust herabhängen.

„Sie verstehen aber kein Tuch zu benutzen," bemerkte Rumpf mißbilligend. „Wissen Sie nicht, daß Sie so zwei Drittel der Wärme, die es Ihnen spenden könnte, einbüßen?"

„Wieso?"

„Ich will es Ihnen zeigen."

Der Drechslermeister trat dicht an den anderen heran, die Enden des Shawls erfassend, und begann mit Blitzesschnelle, ehe sein Opfer nur ahnte, was er beabsichtigte, ein paar Knöpfe des Jacketts aufzureißen.

Der Schlosser hielt ihm bestürzt die Hand.

„Was machen Sie?"

„Sie müssen den Shawl unter die Weste knöpfen, dann erwärmt er dreifach. Passen Sie auf —"

„Bitte, lassen Sie," rief der junge Mensch heftig. „Ich mag das nicht."

Rumpf sah ein, daß er nicht weitergehen dürfe, ohne sich verdächtig zu machen. „Nun, wenn Sie nicht wollen," sagte er halb entschuldigend. „Ich meinte es gut. Was ist weiter dabei?"

Dem anderen schien ebenfalls daran gelegen, den üblen Eindruck seiner Weigerung auszulöschen. Sicherlich verfolgte der Drechsler eine harmlose Absicht, und die Hartnäckigkeit, mit der er sich widersetzte, konnte auffallen.

„Sie müssen wissen," erklärte er mit einem kurzen gezwungenen Lachen, „man ist auf der „Walze" nicht immer so ausgestattet, um sich jedermann ohne Vorbereitung präsentieren zu können."

„O, ich kenne das; darauf hätte ich gar nicht acht gegeben."

In der That, darauf hätte Rumpf nicht acht gegeben, sondern auf ganz andere Dinge! Eine Entdeckung hatte ihm seine Indiskretion ja doch bereits eingebracht: der Schlosser trug unter seinem verschlossenen Jackett eine hellgraue Weste!

Der Beobachter erkannte nun den Grund, weshalb der Jüngling sich so fest in dem ihm zu engen Kleidungsstück verbarg. Eine hellgraue Weste hatte der Mörder getragen — wahrscheinlich war es ihm nicht gelungen, sich eine andere an Stelle der eigenen zu ver-

schaffen. Gewißheit gab ihm jedoch auch diese Entdeckung nicht. Viele Leute sind mit hellgrauen Westen bekleidet, viele tragen sich zugeknöpft, besonders im Winter.

Rumpf nahm das abgebrochene Thema wieder auf.

„Wo sich der Mörder wohl hingeflüchtet haben mag? Er irrt gewiß herum wie ein gehetztes Wild. Was hat er nun von der That? Schande und Elend! Die paar geraubten Goldstücke sind schnell ausgegeben, wenn er sich dazu überhaupt entschließen darf. Furcht und Reue peitschen ihn durch die Welt, ein schreckliches Schicksal steht ihm bevor. Dazu muß ihn noch das Bewußtsein peinigen, andere in sein Unglück verflochten zu haben. Die arme alte Mutter!"

Der Schlosser stand auf und trat einige Schritte zur Seite, zum Zeichen, daß er das Gespräch nicht fortzusetzen wünsche. Rumpf ließ für jetzt von ihm ab, entschlossen, sich weitere Gewißheit zu verschaffen. Das sicherste Beweiszeichen wäre freilich die Narbe auf der Brust gewesen, aber er entdeckte keinerlei Möglichkeit, ihre Existenz nachzuweisen. Doch ein anderer Umstand schien ihm leichter festzustellen: die Größe des jungen Passagiers. Seinem Augenmaße nach mußte sie ungefähr mit der im Steckbriefe angegebenen übereinstimmen, indessen spielten hier ein oder zwei Centimeter eine große Rolle.

Rumpf ging nach der Mitte des Wagens. Der Reisende, der Gastwirt und zwei andere Herren spielten jetzt Skat auf dem umgestürzten leeren Tragkorbe einer Handelsfrau; sie saßen auf Kisten und Koffern, und eine Anzahl Neugieriger stand um sie herum. Bei dem Spiel wurde die Diskussion natürlich nicht vernachlässigt, allerhand Scherze würzten die einzelnen Partien.

Rumpf mischte sich ein, indem er aufs Geratewohl einen der Mitspielenden frug, ob er nicht in Dresden mit ihm in demselben Regimente gedient hätte.

Der andere erinnerte sich nicht. Der Stockfabrikant zwar auch nicht, doch gab er sich den Anschein und behauptete weiter, dann müsse er dem Herrn wo anders begegnet sein. Ob er nicht in Dresden gestanden habe?

„Nein."

„Wo denn sonst?"

„In Erfurt bei den Einundsiebzigern; ich bin Preuße und kein Sachse."

„Wirklich? Ich hätte darauf schwören mögen. Sie hätten sicherlich einen famosen Grenadier gegeben."

Der andere legte seine Karten hin und schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht groß genug."

„Sie, oho!"

Der Spieler erhob sich, um seine Gestalt in ihrer vollen Länge zu zeigen.

„Was für ein Maß haben Sie?"

„Ich? Ein Meter sechsundsechzig."

„Mehr nicht?"

„Nein."

„Dann bin ich Ihnen über," rief Rothe stolz. „Ich habe ein Meter achtundsechzig."

„Und ich ein Meter zweiundsiebzig," meinte Rumpf. „Ich bin der Größte hier im Wagen."

Der Provisionsreisende überflog mit prüfendem Blick die männlichen Insassen, und sein Auge blieb auf dem der Gesellschaft den Rücken wendenden Schlosser haften.

„Der junge Mensch dort erscheint mir noch größer als Sie."

Rumpf folgte mit den Augen der Richtung des ausgestreckten Zeigefingers. „Dieser?"

„Ja."

„Das glaube ich nicht."

„Doch," erklärte der Gastwirt. „Er ist größer." Auch die zwei anderen Spieler schlossen sich der Ansicht an.

„Wetten wir?" rief Rumpf eifrig.

„Um was?"

„Fünf Glas Bier."

„Ich pariere," schrie Rothe lebhaft. „Topp!" Die Hände schlugen ineinander.

Inzwischen machten sich ein paar der Umstehenden schon an den Schlosser, ihn um seine genaue Größe befragend. „Es gilt eine Wette," erläuterten sie ihr Ersuchen. „Wissen Sie nicht, wieviel Sie messen?"

„Nein," äußerte der Gefragte verdrießlich.

„Der Herr hier hat ein Meter zweiundsiebzig. Er behauptet, größer zu sein als Sie."

Der junge Mensch hielt es für zweckmäßig, sich nicht ganz ablehnend zu verhalten. „Kann sein," sagte er nachlässig. „Ich glaube, ich messe ein Meter einundsiebzig."

„Da sind Sie gewaltig im Irrtum," erscholl Rothes Stimme. „Sie haben wenigstens zwei Centimeter mehr — hat niemand ein Metermaß?"

Der Reisende riß die Zwischenthür auf, welche beide Hälften des Wagens schied, im anderen Teil seine Frage wiederholend. „Hat niemand ein Metermaß? Es gilt eine Wette."

„Jawohl," tönte es zurück. Eine ältere Frau führte ein derartiges nützliches Instrument bei sich, eine Schneiderin aus der Umgegend, die auf Anprobe ausgewesen war und dadurch Gelegenheit erhielt, sich um die Menschen im allgemeinen und Herrn Rothe im besonderen ein Verdienst zu erwerben.

Der Schlosser stand währenddessen finster in seiner Ecke. Er überlegte, ob er zu dem Spaß gute oder böse Miene machen sollte, entschied sich jedoch für das erstere, da sein Sträuben gegen ein so harmloses Ansinnen Unmut und Aufsehen erregt hätte.

Der Reisende nahm die Messung unter der Kontrolle Rumpfs und des Gastwirts vor.

„Ein Meter vierundsiebzig!" jauchzte er auf.

„Wirklich — genau?" fragte Rumpf.

„Aufs Haar," bestätigte der Gastwirt. „Sie haben fünf Glas Bier zu zahlen."

„Wahrhaftig, ich habe verloren," meinte Rumpf. „Nun, der Schade ist nicht so groß — in Weimar lassen wir das Bier kommen."

In Weimar rief Rumpf nach dem Kellner; das Bier wurde gebracht und getrunken. Die Darleiherin des Maßes mußte auch mittrinken; auch dem Schlosser bot der glückliche Gewinner gutmütig ein Glas an, doch lehnte dieser mürrisch ab.

Rumpf behielt ihn unausgesetzt im Auge. Ihm entging nicht eine Veränderung, die sich im Benehmen des jungen Menschen vollzog. Derselbe sah manchmal wie spähend um sich, blickte nach der Thür, betrachtete die Fahrgäste. Der Drechsler bemerkte ferner, wie er seinen Schlapphut fester in die Stirn drückte und den erhaltenen Shawl enger um den Hals zusammenzog.

Aha, dachte er, der Kerl will durchbrennen. Wenn irgend etwas, so spricht das für seine Schuld — passen wir auf!

Ein schriller Pfiff — Vieselbach! Die letzte Station vor Erfurt, ein kleiner Ort mit einem nicht allzu belebten Bahnhofe und freien Feldern in nächster Nähe.

Noch ehe der Zug hielt, näherte sich der verdächtige Passagier der an der Stirnwand des Wagens befindlichen Thür, indem er sich erst anstellte, als wolle er hin und her gehen, und dann wie absichtslos davor stehen blieb. Als der Wagen zum Stillstand kam, öffnete er die Thür und trat, wie um sich einmal umzusehen oder Luft zu schöpfen, auf die Plattform.

Der Aufenthalt währte kaum eine halbe Minute. Rumpf stand an der halbgeöffneten Thür, anscheinend gleichgültig und zwecklos, der Schlosser etwa einen Schritt von ihm, mit dem Gesicht nach dem Bahnsteig, mit der Linken an der Haltestange sich festklammernd.

Plötzlich ertönte das Abfahrtsignal. Rumpf, in der Meinung, er habe sich über die Absicht des anderen getäuscht, riß die Thür weiter auf, um ihn hereinzulassen. Da — der Zug setzte sich eben in Bewegung — wandte sich dieser blitzschnell um und schickte sich an, von der Plattform, und zwar nach der von dem Bahnsteig abgekehrten Seite, herabzuspringen.

Im selben Augenblicke packte ihn die Hand des Drechslermeisters mit sicherem Griffe. „Um Gottes willen — Sie kommen unter die Räder!" rief er, indem er sich erschrocken stellte. „Was fällt Ihnen ein, Mensch?"

Der junge Mann sträubte sich nicht; es war zu spät, der Zug schon im vollen Gange. Sein „Retter" zog ihn herein, ihn ermahnend, ein andermal vorsichtiger zu sein. So schnell war der Vorfall vorübergegangen, daß die anderen Reisenden, ohne eine Ahnung des Sachverhalts, in der That glaubten, der lange Bursche sei beinahe verunglückt, und Rumpf sein Retter.

Der Schlosser murmelte einige Worte, die der letztere nicht verstand, die jedoch sicherlich keinen Dank ausdrückten, dann begab er sich auf seinen alten Platz zurück und brütete stumm vor sich hin. Nur zuweilen schoß er einen Blick aus seinen nichtssagenden Augen hervor nach dem Stockfabrikanten, der nichts weniger als freundlich war. Vielleicht lag Wut darin, vielleicht auch Furcht . . .

Erfurt! Allgemeines Rufen, Drängen, Durcheinanderhasten.

Der Schlosser hatte sich gut vorbereitet. Zuerst an der Thür sitzend, sprang er auf den Bahnsteig hinab, ehe der Drechslermeister nur seinen Koffer richtig angepackt hatte. Letzterer arbeitete sich, so schnell er es vermochte, zum Ausgange. Ein Blick über die weite Halle — er sah den Flüchtling nicht mehr. Kopf drängte sich an Kopf. Doch die Bahnsteigsperre kam ihm zu Hilfe. Dort stand der Bursche, seine Fahrkarte dem Beamten entgegenstreckend.

„Paul — warte, Paul!" rief Rumpf fast unwillkürlich.

Der Schlosser wandte einen Augenblick sein bleiches Gesicht nach der Richtung, woher die Stimme erklang, dann kehrte er sich dem Beamten wieder zu, als ob ihn der Ruf nichts angehe. Aber der Drechslermeister war jetzt seiner Sache sicher. Paul Klode war ja der Name des Mörders!

Jetzt gab der Schlosser seine Fahrkarte ab, gleich darauf Rumpf, der sich rücksichtslos bis zu ihm durchgedrängt hatte.

„Warten Sie doch," schrie er dem Schlosser nach, „wir gehen zusammen."

Der Angerufene wartete aber nicht, sondern beschleunigte seine Schritte so sehr, wie er nur durfte, ohne Verdacht zu erwecken. Rumpf aber war schneller und holte ihn am Eingange der Bahnhofstraße ein.

„Was wollen Sie von mir?" fragte der junge Mensch mit finsterer Miene.

„Was? Mit Ihnen gehen — in Gesellschaft ist's weniger langweilig."

„Ich brauche aber keine Gesellschaft. Sie sind ein aufdringlicher Mensch!"

„Nicht gleich so grob, lieber Freund. Sie haben noch meinen Shawl."

„Ach so! Nun, da ist er. Ich danke. Nehmen Sie Ihr Eigentum zurück."

Er warf dem Drechslermeister den Shawl zu und wollte weitergehen. Doch dieser hatte seinen Arm gefaßt und sagte: „Warten Sie doch noch einen Augenblick, Paul Klode, ich —"

Ungestüm schüttelte der Angeredete mit einem plötzlichen Ruck Rumpfs Hand ab und begann wie rasend die Straße hinabzulaufen. Ihm nach, seinen Koffer fallen lassend, der Drechslermeister.

„Haltet ihn, haltet den Dieb!" rief er mit Donnerstimme.

Wenige Minuten nur währte die wilde Jagd. Der Flüchtling machte verzweifelte Anstrengungen, bog in eine kleine Seitengasse, geriet wieder auf die Hauptstraße; endlich lief er, fast erschöpft, dem Anger zu, wo ein Droschkenkutscher ihn aufhielt, bevor er noch um die Ecke zu biegen vermochte.

Verzweifelt wehrte sich der Gestellte, um den sich jetzt die Menschen neugierig sammelten.

„Laßt mich los!" schrie er. „Ich habe nichts gethan. Der Mann ist mein Feind!"

„Festhalten," rief Rumpf, der keuchend herankam, „festhalten! Polizei her, ruft Polizei!"

„Was hat der Mann gethan — Sie bestohlen?"

„Ich werde es dem Polizisten sagen. Vorwärts zum Polizeiamt!"

Der in der Straße stationierte Schutzmann erschien im selben Augenblick und fragte: „Wer ist denn der junge Mensch, mein Herr? Was haben Sie mit ihm vor?"

„Bringen Sie ihn ins Gefängnis, verhaften Sie ihn!" keuchte Rumpf noch immer außer Atem. „Er ist der Mörder des Doktors Eveling in Berlin."

„Er lügt!" schrie der junge Mensch zitternd. „Glauben Sie ihm nicht, er will mir einen Streich spielen!"

„Sehen Sie nach — nach der Narbe —"

„Eine Narbe — ich habe keine."

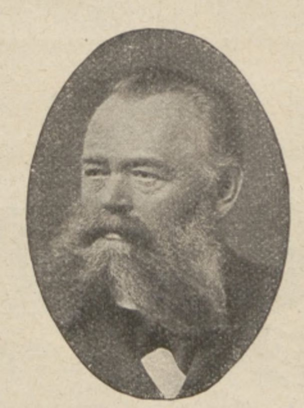
Der Beamte forderte darauf beide auf, ihm nach der Wache zu folgen.

Am rechten Arm vom Schutzmann, am linken von Rumpf gehalten, führte man den Gefangenen nach dem Rathause. Hier unterwarf man ihn, nachdem der Drechslermeister einen kurzen Bericht erstattet, einer Besichtigung und fand in der That die halb vernarbte Wunde auf der linken Seite der Brust.

Da flossen Thränen aus den Augen des Schuldigen; zitternd bekannte er seine Schuld. Er klärte alle Einzelheiten des traurigen Verbrechens auf, mit bitterer Reue und unter Thränen die Milde des Richters anflehend.

Rumpf aber erhielt die ausgesetzte Belohnung, mit deren Hilfe er seine geschäftlichen Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Rothe, der redselige Provisionsreisende, besucht ihn manchmal und erzählt auf jeder neuen Fahrt seinen Mitreisenden die aufregende Episode, wobei er hinzufügt, daß er gern Rumpf den Vortritt gelassen, weil dieser ein armer Kerl gewesen sei, daß er selbst aber ebenfalls den Mörder mit Leichtigkeit hätte entlarven können, wenn er nur gewollt hätte.

Ende.



Dr. Alexander Spengler,
Begründer des Kurorts Davos †.

Illustrierte Rundschau.

An der Spitze des neuen italienischen Ministeriums steht als **Ministerpräsident Giuseppe Zanardelli**. Im Jahre 1829 zu Brescia geboren, studierte er die Rechte und beteiligte sich an der Erhebung von 1848 wie an den ferneren Bestrebungen der Patrioten. 1860 trat Zanardelli in die erste italienische Kammer ein. Er schloß sich der Linken an und wurde, als diese 1876 ans Ruder kam, im ersten Kabinett Depretis Justizminister. Er hat dann diesen Posten später noch mehrmals bekleidet; Italien verdankt ihm sein neues Strafgesetzbuch. Auch Kammerpräsident ist er wiederholt gewesen. — **Dr. Alexander Spengler, der Begründer des Kurorts Davos,** ist im Alter von sechsundsiebzig Jahren gestorben. Er war aus Mannheim gebürtig, studierte von 1846 bis 1849 in Heidelberg, beteiligte sich an der politischen Bewegung jener Zeit und flüchtete nach deren Scheitern in die Schweiz. 1853 entdeckte er, sozusagen, den damals unbedeutenden Ort Davos in Graubünden, wo seit undenklicher Zeit keine Lungenkrankheit vorgekommen war, und welcher Spengler deshalb, wie wegen seiner eigenartigen Lage, alpinen Umgebung u. s. w. zur Errichtung einer Heilstätte für Lungenkranke höchst geeignet erschien. Davos kam bald in Aufnahme und hat seinen Ruf als Heilort für Tuberkulose bekanntlich glänzend bewährt. — Nicht weit von den bekannten Kurorten Soden und Königstein liegt das freundliche Taunusstädtchen **Cronberg** in idyllischer Umgebung. Dort hat sich die Kaiserin Friedrich an Stelle einer angekauften Privatvilla das stattliche **Schloß Friedrichshof** erbauen lassen, das durch seinen edlen Stil, die entzückende Lage und den schönen Garten und Park ringsum die Augen aller Besucher des Städtchens auf sich zieht. Im Schloß Friedrichshof weilt die hohe Frau seit ihrer schweren Erkrankung, und dort empfing sie auch den Besuch ihres Bruders, des Königs Eduard VII. von England. — In Bombay wütet noch immer die Pest, deren Umsichgreifen wesentlich begünstigt wird durch das dichte Beisammenwohnen der Eingeborenen in der Altstadt, die Blacktown (Schwarzstadt) genannt wird und noch ganz den ursprünglichen Charakter bewahrt hat. Desto schöner sind die neueren Stadtteile. Bombay liegt auf der Südostspitze einer vom Festlande nur durch einen schmalen Kanal getrennten Insel, von der nach Norden ein Damm und eine Steinbrücke zur Insel Salsette führen. **Der Hafen von Bombay** liegt auf der Ostseite der Insel und dehnt sich in seiner größten Breite 16 Kilometer weit bis zu dem gegenüberliegenden Festlande aus. Der Schiffsverkehr in diesem Hafen ist außerordentlich lebhaft; fast jeder Tag bringt Personendampfer der verschiedenen mit



Schloß Friedrichshof bei Cronberg.
Nach einer Photographie von T. H. Voigt, Hofphotograph in Homburg v. d. H.



Der Hafen von Bombay. (S. 99)

Europa, den asiatischen und australischen Kolonien verkehrenden Linien.

Abends im russischen Restaurant „Eremitage" in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 101.)

Im Mittelpunkte der deutschen Reichshauptstadt, in der Französischen Straße, liegt ein echt weltstädtisches Lokal, das russische Restaurant „Eremitage", wohin uns das Bild auf S. 101 versetzt. Tagsüber wird es stark von in Berlin ansässigen oder vorübergehend dort weilenden Russen, Vergnügungs- oder Geschäftsreisenden, Studenten u. s. w. besucht; abends aber, zumal nach Schluß der Theater, füllt sich das Restaurant mit Vertretern der eleganten Welt. Auf den langen Schenktischen summt der Samowar, denn unter den Getränken spielt der in Gläsern kredenzte Thee die Hauptrolle; die Speisekarte enthält alle russischen Nationalgerichte. Die Bedienung erfolgt durch Kellner und Mädchen in nationaler Tracht.

Ein ungeladener Gast.

Erzählung nach Thatsachen.

Von **A. Oskar Klaußmann.**

1. (Nachdruck verboten.)

Es war am 1. Februar 1831. Durch die mächtigen Portale des königlichen Schlosses in Berlin flutete schon in den Morgenstunden die Menschenmenge, welche das Schloß als Durchgang zwischen Lustgarten und Schloßplatz benutzte.*) Es war bitter kalt, und die Passanten hatten es alle sehr eilig.

Ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren bog in die gewölbte Durchfahrt ein, die nach dem zweiten inneren Schloßhof führt. Es war der Friseurgehilfe Adolf Busicke, angestellt bei dem Hoffriseur Werner in der Brüderstraße. Ein Geschäft führte Adolf Busicke in das königliche Schloß. Er hatte hier jeden Morgen die Gräfin Wangenheim, eine Dame am Ende der Fünfziger, zu frisieren.

Die Gräfin Wangenheim war Hofdame, hatte im Schlosse ihre Dienstwohnung und bezog im Sommer ihre Güter in der Provinz Schlesien. Mit der Mutter zusammen lebte die Komtesse Amalie, eine junge Dame von hervorragender Schönheit.

Kundig des Weges, bog Adolf Busicke in die richtige Hausthür im inneren Schloßhof ein und sprang mit jugendlicher Elastizität eine Anzahl von Treppen empor. Beinahe wäre er auf der Treppe zum zweiten Stockwerk mit einem Offizier zusammengerannt, welcher in vollem Paradeanzug die Treppe herunterkam. Es war ein Hauptmann der Infanterie. Adolf sprang noch im letzten Augenblick beiseite, wodurch ein Zusammenstoß verhindert wurde.

Die Flurthür zu der im zweiten Stockwerk belegenen Wohnung der Gräfin Wangenheim war offen, und der Friseurgehilfe trat als alter Bekannter ohne weiteres ein, entledigte sich seines Mantels, entnahm diesem seine Werkzeuge und wollte nun, da sich die Zofe Minna nicht sehen ließ, unangemeldet in das Wohnzimmer eintreten, als er vorsichtigerweise noch einmal Halt machte. Gerade aus diesem Zimmer heraus ertönte die erregte Stimme der alten Gräfin Wangenheim. Adolf kannte diese Stimme sehr genau; sie hatte ihm schon einmal einen gelinden Schreck eingejagt, als er sich verspätet hatte, und ihn die alte Gräfin in einer Weise herunterkanzelte, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Es ist eine Unverschämtheit," sagte jetzt die Stimme der alten Gräfin mit dem Ausdruck höchster Entrüstung, „eine veritable Unverschämtheit von diesem bürgerlichen Infanteristen, um deine Hand anzuhalten. Einer derartigen Dreistigkeit wäre dieser Mensch nicht fähig gewesen, wenn du ihn nicht ermuntert hättest."

Eine thränenverschleierte Stimme, welche unzweifelhaft der Komtesse Amalie angehörte, antwortete: „Er hat ein Recht dazu, um mich zu freien; er ist Offizier, als solcher hoffähig und steht jedem Adeligen gleich."

„Thörichtes Geschwätz! In den Zeiten der Not sah sich der König gezwungen, auch den Bürgerlichen das Recht einzuräumen, Offizier zu werden. Er durchbrach damit ein altes Vorrecht des Adels, und man wird diesen Leuten niemals in unseren Kreisen gleiche Berechtigung zugestehen. Du bist alt genug, um zu wissen, wie man in unseren Kreisen, wie man in unserer

*) Der Durchgang wurde erst nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. für das Publikum geschlossen.



Abends im russischen Restaurant „Eremitage“ in Berlin. (S. 100)

Familie darüber denkt. Trotzdem hast du dich in eine Liebelei mit diesem Menschen eingelassen. Pfui! Du gehst in den nächsten Tagen zurück nach Schlesien und wirst dort unter die strenge Bewachung meines Bruders gestellt werden. Dort wirst du hoffentlich zu Verstande kommen. Geh jetzt aus meinen Augen, ich vergesse mich sonst!"

Man hörte noch das Aufschluchzen einer Frauenstimme, dann das Zufallen einer Thür, darauf ein rasches Klingeln. Die alte Gräfin rief damit die aus einem Zimmer am Ende des Korridors auftauchende Kammerzofe Minna herein, bei welcher Adolf sich nun bemerklich machen konnte. Einige Minuten später war er im Toilettenzimmer der alten Gräfin und emsig bei der Erfüllung seiner Obliegenheiten.

Länger als eine Stunde hatte Adolf zu thun, bis der Haarputz der Gräfin fertig war. Dann empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung, zog im Flur seinen Mantel an und ging dann langsam die Treppe herunter.

Im unteren Hausflur sah er einen ziemlich großen, viereckigen Brief auf dem Boden liegen. Er hob ihn auf und sah, daß er die Adresse des Freiherrn v. Göben trug. Der Brief war geöffnet, und darin steckte eine goldgeränderte Karte. Es war eine Einladung zum Maskenball im königlichen Schlosse für den 4. Februar. Adolf spähte nach rechts und links, ob vielleicht der Verlierer des Briefes in der Nähe sei. Er gewahrte niemand, steckte daher die Einladung in die Brusttasche und schritt eilfertig davon.

Als der Friseurgehilfe nach Erfüllung seiner Pflichten in das Geschäft seines Prinzipals zurückkam, überreichte ihm dieser einen viereckigen blauen Brief, welcher ein großes rotes Siegel zeigte. Adolf betrachtete den Brief mit Ehrfurcht, denn es war einer jener blauen Briefe, durch welche eine Benachrichtigung aus dem Kabinett des preußischen Landesherrn*) den Adressaten zugeht.

Adolf öffnete den Brief hastig; er schien ihn erwartet zu haben. Nachdem er ihn flüchtig durchgelesen hatte, steckte er ihn wortlos ein; sein Gesicht zeigte aber einen keineswegs befriedigten Ausdruck.

Der Hoffriseur Werner war sehr neugierig, zu wissen, wie sein Gehilfe Adolf Busicke zu einer königlichen Kabinettsordre kam. Er hielt es aber jedenfalls für seiner Würde nicht entsprechend, Fragen zu stellen. Busicke mußte sich sofort im Geschäft nützlich machen und einige Kunden frisieren. Er hatte dabei Gelegenheit, über den Bescheid nachzudenken, der ihm soeben zugegangen war.

Eine Hoffnung, und zwar die letzte, welche Busicke gehabt hatte, war für ihn dahin. Seine alte Tante Laura war vor wenigen Wochen gestorben, deren einziger Erbe er war. Die Enttäuschung aber, die Busicke erlebte, als ihm der Nachlaß eingehändigt wurde, war groß. Die alte Frau hinterließ ihm ganze fünftausend Thaler, aber nicht in bar oder in Wertsachen, sondern in Schatzscheinen, wie sie während der unglücklichen Zeit, als Preußen nach der Schlacht von Jena und Auerstädt 1806 gänzlich in die Gewalt der Franzosen geraten war, von der Regierung ausgegeben worden waren. Im Jahre 1820 wurden diese Scheine wieder eingezogen und durch Bekanntmachung festgesetzt, daß die Einlösung nur bis zu einem bestimmten Termine erfolge.

Die Verstorbene, die wahrscheinlich keine Zeitungen las, hatte die Einlösungsfrist verstreichen lassen, und die Scheine waren völlig wertlos geworden. Adolf Busicke, ihr Erbe, hatte sich nun mit einem Gnadengesuche an den König gewendet, denn nur dieser konnte die nachträgliche Einlösung der Schatzscheine veranlassen. Auf dieses Gnadengesuch war heute der Bescheid ergangen. Er lautete ablehnend. Wenn des Königs Majestät dem p. p. Busicke die Auszahlung des Geldes für die Schatzscheine bewilligen wolle, so müsse er dies auch allen anderen Bittstellern gegenüber thun, die noch später mit solchem Anliegen kommen würden, und dies sei mit Rücksicht auf die Finanzen des preußischen Staates durchaus nicht angängig.

So war die letzte Hoffnung Adolf Busickes vernichtet. Er war wieder, was er bisher gewesen war, ein einfacher Friseurgehilfe ohne Mittel, dem es wohl niemals möglich werden würde, sich selbständig zu machen.

Die Enttäuschung traf ihn übrigens nicht allein; es gab noch ein zweites Wesen, welches gar sehr durch die königliche Ablehnung in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das war Anna, die Nichte des Hoffriseurs Werner. Beide liebten sich. Heiraten konnte Adolf Busicke Anna nur, wenn er ein eigenes Geschäft besaß. Denn daß ein Friseurgehilfe sich in jener Zeit verheiratete, daß er noch dazu die Nichte des Obermeisters der Innung heimführte, wäre unerhört und gegen alle hergebrachte Ordnung gewesen.

— — — — — — — — — —

Am Nachmittage, zu einer Zeit, da wenig Verkehr im Geschäfte herrschte, kam ein Offizier herein, um sich frisieren zu lassen. Als Adolf ihm die konventionelle Verbeugung machte, erkannte er in ihm sofort den Hauptmann, mit dem er am Morgen auf der Treppe im Schlosse fast zusammengerannt wäre. Auch dieser schien ihn zu erkennen. Er sah ihn an und sagte: „Sind wir uns heute nicht schon im Schlosse begegnet?"

„Jawohl, Herr Hauptmann," erklärte Adolf, „ich ging zu der Frau Gräfin Wangenheim, die ich täglich frisiere. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich fast mit dem Herrn Hauptmann zusammengestoßen wäre, aber der Herr Hauptmann kamen außerordentlich eilfertig die Treppe herunter."

„Das hat weiter nichts zu sagen, mein Lieber," erklärte der Hauptmann. „Jetzt frisieren Sie mich. — Hm, Sie sind also täglich in den Morgenstunden in der Wohnung der Frau Gräfin Wangenheim?"

„Jawohl, ich habe die Ehre."

„Sie sind wohl auch mit den Verhältnissen im Hause so ziemlich vertraut?"

„O gewiß, die Frau Gräfin ist immer sehr gnädig gegen mich. Sie unterhält sich mit mir, während ich sie frisiere. Nur heute war sie sehr ungnädig, sie schien großen Aerger gehabt zu haben. Zufälligerweise hörte ich, bevor ich eintrat, daß eine unangenehme Scene zwischen der Frau Gräfin und der Komtesse stattfand. Die Flurthür stand nämlich offen, und ohne es zu wollen, wurde ich Zeuge dieses Auftritts. Die Komtesse Wangenheim soll nach Schlesien geschickt werden und in den nächsten Tagen schon abreisen."

Der Hauptmann fuhr bei diesen Worten auf und wurde ganz blaß im Gesicht. Dann faßte er sich und saß mit finster zusammengezogenen Augenbrauen da, bis Adolf mit dem Frisieren fertig war, so daß der redelustige Friseurgehilfe nicht wagte, von neuem ein Gespräch anzufangen.

Als der Hauptmann vom Stuhl aufstand, sah er sich prüfend im Zimmer um. Niemand war anwesend. Dann zog er seine Börse und entnahm dieser ein Goldstück, einen Friedrichsdor. Diesen drückte er Adolf in die Hand und sagte: „Das ist für Sie, mein Lieber. Möchten Sie mir einen Gefallen thun?"

„Mit tausend Freuden!" erwiderte Adolf, denn solche Geschenke gab es bei ihm selten.

„Möchten Sie," fuhr der Hauptmann fort, „morgen früh, wenn Sie zu der Gräfin Wangenheim gehen, ein Briefchen mitnehmen, das ich Ihnen zustellen werde? Dieses Briefchen müssen Sie mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln an die Zofe Minna geben und ihr mitteilen, daß es für die Komtesse Amalie bestimmt sei. Ich erwarte natürlich von Ihnen, daß Sie recht vorsichtig zu Werke gehen. Sie scheinen ein intelligenter junger Mann zu sein, auf den man sich verlassen kann. Sie werden mich zu außerordentlichem Dank verpflichten, und es soll mir auf einen zweiten Goldfritzen nicht ankommen, wenn Sie Ihre Sache gut machen."

„Ich werde mein möglichstes thun, dem Herrn Hauptmann mit meinen schwachen Kräften unterthänigst aufzuwarten," versetzte Adolf Busicke mit einer tiefen Verbeugung.

„Haben Sie heute abend einen Augenblick Zeit, bei mir den Brief abzuholen? Oder noch besser, können Sie morgen früh, bevor Sie ins Schloß gehen, zu mir kommen?"

„Jawohl."

„Ich wohne hier ganz in der Nähe, am anderen Ende der Straße im „König von Portugal". Ich bin der Hauptmann Lehmann. Fragen Sie nur nach mir im Gasthofe, man wird Sie sofort zu mir führen. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit."

Damit verließ der Offizier den Laden.

— — — — — — — — — —

Hauptmann Lehmann hatte bis in die späte Nacht an einem Briefchen gearbeitet, welches Busicke durch die Zofe der Komtesse Amalie zustecken sollte. In diesem Brief erklärte er, daß er mit blutendem Herzen auf Amalie verzichten müsse, weil er sie nicht in Zwiespalt mit ihrer Mutter bringen wolle.

Busicke erschien pünktlich am anderen Morgen, erhielt das Briefchen und machte sich auf den Weg. Nach anderthalb Stunden kehrte er bereits zurück. Er hatte das Briefchen glücklich der Zofe zugesteckt und dann bei der Frau Gräfin Wangenheim seine täglichen Obliegenheiten erfüllt. Beim Weggehen gab ihm Minna ein Antwortschreiben der Komtesse Amalie mit und bat ihn, es umgehend an den Hauptmann Lehmann abzugeben. Dieses Antwortschreiben drückte ihm Minna nicht allein in die Hand, sie fügte noch einen Dukaten als Geschenk von der Komtesse hinzu.

Adolf schmunzelte, als er den Schloßhof verließ, und er schmunzelte, als er die wenigen Schritte bis zur Brüderstraße und dem „König von Portugal" zurückgelegt hatte. Schmunzelnd trat er in das Zimmer des Hauptmanns, der ihn mit Ungeduld erwartet hatte.

Als Lehmann den Brief eröffnet und durchflogen hatte, ging es wie ein Sonnenschein über sein Gesicht. Er zog seine Börse und gab Adolf Busicke noch einen Friedrichsdor, so daß Adolf alle Veranlassung hatte, seinem Glücke dankbar zu sein.

Um den Gang der Ereignisse nicht aufzuhalten, wollen wir im Vertrauen mitteilen, daß in dem Briefchen der Komtesse Amalie die Mitteilung enthalten war, sie nehme die Entsagung des Geliebten nicht an; sie werde ihm unter allen Umständen treu bleiben, nie einen anderen lieben als ihn, und es durchsetzen, daß sie seine Gattin werde, und müsse sie noch zehn Jahre warten. Vorläufig sollte sie allerdings nach Schlesien geschickt werden, aber da habe der Hauptmann Lehmann vielleicht erst recht Gelegenheit, sie trotz der strengen Bewachung hin und wieder zu sehen.

Adolf Busicke aber, der schmunzelnde Trinkgeldempfänger, beschloß, sich noch ein viertes Trinkgeld zu holen, indem er den Herrn v. Göben aufsuchte und diesem die verlorene Karte zum Maskenball zustellte, der am übernächsten Tage

*) Heute noch in derselben Form.

im königlichen Schlosse stattfinden sollte. Die Wohnung des Herrn v. Göben hatte Busicke in dem damals noch ganz kleinstädtischen Berlin bald erfahren. Er begab sich dorthin, erhielt aber von dem Diener die Mitteilung, der gnädige Herr sei zur Zeit in Ostpreußen und komme nicht vor Ablauf von drei Wochen zurück. Adolf sagte dem Diener nicht, was er gewollt hatte, sondern ging davon. Mit dem Trinkgelde war es diesmal nichts.

2.

Es war am Abend des 4. Februar 1831. Leise rieselte Schnee hernieder, die Straßen mit einem weißen und weichen Teppich bedeckend, auf welchem man das Rollen der Karossen, Mietskutschen und Droschken nicht hörte, welche in immer dichterem Zuge dem königlichen Schlosse zuströmten. Die Fenster im zweiten Stock der Lustgartenseite des Schlosses waren hell erleuchtet. Dort oben im Weißen Saale und in der anstoßenden Bildergalerie versammelten sich die Gäste des Königs, die zu dem Maskenball eingeladen waren.

Aus einer Droschke vor dem damaligen Portal I des Schlosses stieg ein Türke in grünseidenem Kostüm, der mit seinem krummen Säbel und dem Turban höchst martialisch aussah; eine schwarze Seidenmaske bedeckte den oberen Teil seines Gesichtes. Er betrat mit den anderen Ballgästen das Schloß und wies dem Diener, der auf dem ersten Treppenabsatz stand, wie alle Eintretenden die Einladung des Hofmarschallamtes vor. Der Türke zeigte die Einladung des Freiherrn v. Göben und stieg dann, nachdem der Diener sich zustimmend vor ihm verbeugt hatte, die Treppe weiter hinauf, die zu den Räumlichkeiten vor der Bildergalerie führte.

Ja, Busicke hatte die Dreistigkeit gehabt, im Kostüm eines Türken auf die Einladung des Freiherrn v. Göben hin den Maskenball im königlichen Schlosse zu besuchen.

Er konnte als unternehmungslustiger Berliner der Versuchung nicht widerstehen, einmal einen solchen Maskenball mitzumachen, zu dem nur die höchsten Spitzen der Gesellschaft eingeladen wurden. Die Vorzeigung der Einladungskarte war glücklich vorüber, die Gefahr also überwunden. Nunmehr ließ sich Adolf klopfenden Herzens und mit staunenden Augen von dem Strom der Gäste mit nach dem Weißen Saal ziehen, der ihm mit seiner verschwenderischen Beleuchtung wie ein Paradies vorkam. Hier aber befiel den dreisten Friseurgehilfen doch eine Angst, die er sich nicht recht erklären konnte. War es das glatte Parkett, auf dem er sich kaum zu bewegen vermochte, war es die Beleuchtung, waren es die Hunderte von Gästen, zum Teil in den vornehmsten, äußerst verschwenderischen Kostümen? Adolf Busicke verlor alles Selbstvertrauen und war froh, als er in einer Fensternische Unterkunft fand. Das auf der Estrade postierte Orchester begann die Tanzmusik, ein Zeichen, daß der König mit seinen Angehörigen sich bereits unter den Gästen befand. Es begann das Necken, das Spielen, wie es zwischen den Masken auf Bällen üblich ist. Es bildeten sich im Weißen Saale weite Kreise in der Flut der Gäste, in denen die maskierten Paare tanzten. An den Büffetts, die in den Nebenräumen aufgestellt waren, drängten sich die Lakaien, die fortwährend mit großen Präsentierbrettern umherliefen, Speisen und Getränke anboten und überall willige Abnehmer fanden. Nur Adolf Busicke getraute sich nicht, einen der Lakaien heranzurufen oder sich an den Büffetts unter die Speisenden zu mischen. Er stand noch immer wie gebannt in der Fensternische; der Kopf wirbelte ihm von all dem, was er sah, und besonders vor dem glatten Parkett, über das er hätte gehen müssen, empfand er eine Scheu, als sei es die glatteste Eisbahn.

Mancher Blick hatte schon den grünseidenen Türken in der Fensternische, der unbeweglich dastand, gestreift. Kein Zweifel, Adolf Busicke fiel auf und begann allgemach vor Angst zu schwitzen. Plötzlich stand ein hochgewachsener Mann neben ihm, der einen blauen Domino über seinem schwarzen Zivilanzug trug, auf dem Kopfe einen zweispitzigen Hut und an diesem befestigt eine schwarzseidene Halbmaske.

„Wie amüsierst du dich, Maske?“ fragte der blaue Domino.

Es giebt Lebenslagen, in denen man alle Vorsicht vergißt, und so sagte Adolf mit einem tiefen Seufzer im echten Berliner Dialekt: „Ick wünschte, ick wäre wieder 'raus!“

Der blaue Domino lachte. „Höre einmal, Kamerad, du bist wohl auch so von hinten herum hereingekommen, wie?“

Der grünseidene Türke begann zu zittern. „Wer bist du?“ fragte er ängstlich.

„Ich bin Tischler,“ versetzte der blaue Domino, „habe unten in der Küche die neuen Thüren eingesetzt und will mir die Geschichte hier mal ansehen. Du hast wohl auch von einem Lakaien deine Einladung bekommen?“

„Nein,“ erklärte Adolf, „ich habe die Einladung gefunden.“

„So, so. Na, wer bist du denn? Ich habe dir ja gesagt, wer ich bin, also mußt du nun auch deinen Namen und Stand nennen.“

Adolf Busicke faßte Mut und erzählte in aller Geschwindigkeit, wer er sei und wie er zu der Einladung gekommen sei. Dann fügte er hinzu: „Laß uns gehen! Seitdem du hier bist, sehen alle Leute hierher.“

„Das macht nichts. Du mußt dich nicht genieren; weder dich noch mich kennt jemand. Komm, wir wollen etwas trinken.“

„Ich fürchte mich, über diesen glatten Fußboden zu laufen.“

Der blaue Domino lachte abermals. „Halte dich nur an mir fest; komm, ich will dich unter den Arm nehmen, und wir suchen uns eine Ecke aus, wo wir etwas essen und trinken können. Das wäre noch schöner, Gast beim König zu sein und nichts zu essen und nichts zu trinken! Komm nur mit!“

Er schob seinen Arm in den Adolfs und bugsierte ihn glücklich über das spiegelglatte Parkett bis zur nächsten Ausgangsthür. Wäre Adolf nicht so verwirrt gewesen, hätte er überhaupt noch klar gesehen, so wäre es ihm sicherlich aufgefallen, wie vor dem blauen Domino alles zurückwich, wie die vornehmsten Herren und Damen dieser einfachen Maske Platz machten. Allein er merkte nichts.

In einem der Gemächer hinter der Bildergalerie, welche den Namen der „Brandenburgischen Kammern“ führen, fernab vom Ballgetümmel, nahm der blaue Domino mit Adolf Platz. Auf seinen Wink brachten die Diener Speisen und Getränke herbei, und Adolf Busicke überwand seine Schüchternheit insoweit, daß er ebenso wie der Tischler wacker den Speisen und Getränken zusprach. Nachdem er einige Gläser von dem ungewohnten starken Wein geleert hatte, kam es ihm sogar sehr behaglich vor, und er fing an, vergnügt zu werden. Er erzählte dem Tischler, wie er nur deshalb auf die Idee gekommen sei, den Hofball zu besuchen, weil er eine bedeutende Summe in wenigen Stunden als Trinkgeld erhalten habe. Er prahlte mit den Goldstücken, die er empfangen hatte, und mit seinen vornehmen Bekanntschaften und hatte bald vor seinem neuen Freunde kein Geheimnis mehr. Er erzählte von Hauptmann Lehmann, von Komtesse Amalie und von seinem Unglück mit den Schuldscheinen, und daß er nun nicht daran denken könne, seine Anna zu heiraten.

Der blaue Domino schien sich sehr gut dabei zu unterhalten. „Nun,“ sagte er, „so halte dich wenigstens am Champagner schadlos.“

Adolf Busicke trank denn auch, bis er endlich einnickte.

Als er von einem Lakaien geweckt wurde, war der blaue Domino längst fort. Die letzten Gäste aus dem Weißen Saale und der Bildergalerie gingen eben nach Hause, und Adolf, der sich eine ganze Zeitlang besinnen mußte, wo er sei, rieb sich die schlaftrunkenen Augen und ging dann ziemlich unsicheren Schrittes die Treppe hinab und nach seiner Wohnung, um sich dort wieder aus einem grünseidenen Türken in einen deutschen Friseurgehilfen umzuwandeln.

— — — — — — — — — — —

Kurz vor Mittag des nächsten Tages, als Hoffriseur Werner mit seinen sämtlichen Gehilfen eifrig thätig war, und alle Stühle von Kunden besetzt waren, die rasiert oder frisiert werden wollten, that sich die Thür des Ladens auf, und herein trat ein königlicher Lakai, verbeugte sich und sagte fragend: „Der Friseurgehilfe Herr Adolf Busicke?“

Als Adolf sich ihm zu erkennen gab, verbeugte sich der Lakai noch tiefer und erklärte, Seine Majestät lasse sich erkundigen, wie Herr Adolf Busicke der Hofball bekommen sei?*)

Pinsel und Feder sind zu schwach, um das Erstaunen zu schildern, das sich nicht nur des kecken Adolfs, sondern auch der sämtlichen im Laden Anwesenden bemächtigte. Der Lakai drängte auf eine Antwort, und der Friseurgehilfe gab mit klopfendem Herzen die Auskunft, daß er zwar etwas Kopfschmerzen habe, daß es ihm im übrigen aber sehr wohl gehe. Der Lakai teilte noch mit, daß der blaue Domino Seine Majestät der König selbst gewesen sei, dann verschwand er und überließ Adolf dem Ansturm von Fragen, die von allen Seiten an ihn gerichtet wurden.

Der Hoffriseur nahm dann Veranlassung, unter vier Augen seinem Gehilfen eine ernste Standrede zu halten, ihm klar zu machen, daß er nicht nur ein leichtsinniger junger Bursche, sondern eine Art Hochverräter sei, der es nur der Gnade und weltberühmten Leutseligkeit des Königs verdanke, wenn dieser ihn nicht für seine Frechheit sofort auf die Festung schicke. Der Meister nahm bei dieser Gelegenheit Veranlassung, Adolf Busicke mitzuteilen, daß er sich nur nach einer anderen Stelle umsehen möge, denn ein Mensch, der solche entsetzliche Streiche mache, sollte sich nicht auch erdreisten, nach der Nichte des Meisters zu schielen und zu glauben, man werde ihm jemals, selbst wenn er wirklich Geld besitze, die Anna anvertrauen. —

Als nachmittags der Hauptmann Lehmann in den Friseurladen kam, traf er Adolf in sehr gedrückter Stimmung. Das Gesicht des leichtsinnigen jungen Mannes aber heiterte sich sehr auf, als der Hauptmann ihm in kurzen Worten mitteilte, er wolle ihm auf Anregung des Königs die fünftausend Thaler verfallener Schatzscheine ersetzen, zum Dank dafür, daß Adolf durch seine Mitteilung an den blauen Domino es erreicht habe, daß der König den verdienten Offizier nicht nur adeln, sondern auch für ihn bei der Gräfin Wangenheim die Werbung in eigener Person anbringen werde.

Durch die Güte Friedrich Wilhelms III. waren Komtesse Amalie und der Hauptmann v. Lehmann in der That schon einige Tage später verlobt.

Als Meister Werner erfuhr, welche Fürsprecher Adolf habe, und als ihm mitgeteilt wurde, daß die Schatzscheine durch echtes, voll-

*) Historisch.

wichtiges Gold ersetzt seien, wollte er auch nicht hartherziger sein als der König und die Gräfin Wangenheim, und so fand unmittelbar darauf auch die Verlobung Annas mit dem kecken und glücklichen Busicke statt, dessen Friseurladen in der Friedrichstraße noch in den sechziger Jahren einer der bekanntesten Berlins war.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Blutige Manöver. — Peter der Große nannte die friedlichen Uebungen seiner Soldaten „Feldzüge“ und hatte recht damit. Denn es wurde dabei beinahe so gefochten wie im Ernstfalle. Man warf sogenannte „Schlagi“, mit Pulver, Salpeter und Schwefel gefüllte Papphülsen, die angezündet wurden, außerdem schwere Töpfe, die Pulver bis zum Gewichte von fünf Pfund enthielten, gegeneinander.

Am 2. Juni 1690 sprang bei der Erstürmung eines Hofes ein solcher Feuertopf ganz in des Zaren Nähe, verbrannte ihm das Gesicht und verwundete den General Gordon und andere Personen. Am 4. September desselben Jahres trugen bei einem Manöver viele Soldaten Brandwunden davon, und General Gordon wurde am rechten Beine und im Gesichte so stark verletzt, daß er wochenlang das Zimmer hüten mußte. Am 9. Oktober 1691 verlor der Generalissimus Buturlin eine nicht geringe Anzahl Soldaten durch Verwundungen und Verstümmelungen, ja der Bojar Fürst Iwan Dimitriewitsch Dolgorukij starb neun Tage darauf an den Folgen eines Schusses, den er erhalten hatte.

Im September 1693 ließ Peter bei dem Dorfe Koshuchowa auf dem Wege nach dem kaiserlichen Lustschlosse Kolomenskoje eine Festung bauen und dann nach allen Regeln der Kriegskunst angreifen, verteidigen und erobern. Am 3. Oktober nahm der Zar den Obersten eines Strelitzenregiments gefangen, wobei wieder viele Verwundungen erfolgten. Am 4. erfolgte der Hauptsturm. Mehr als achtzig Soldaten wurden schwer verwundet, und den bekannten Günstling Peters, General Franz Lefort, traf ein Feuertopf an Schulter und Ohr, so daß die Haut am Halse und im Gesicht in Fetzen herunterhing, und die Haare und das rechte Ohr verbrannten. Die Festung wurde unter großen Verlusten auf beiden Seiten eingenommen, aber Peter ließ sie, da es ihm zu schnell damit gegangen war, von neuem besetzen und angreifen. Am 15. Oktober rückte der Generalissimus Romadonowskij zum Hauptsturm vor; eine Mine sprang und öffnete eine Bresche. Ein hitziger Kampf entstand, bis der „Feind“ sich mit Zurücklassung einer Menge Fahnen und Trommeln zurückzog, und der Festungskommandant nebst vier Strelitzenobersten gefangen genommen wurde. General Buturlin aber gab den Kampf noch nicht auf, er verschanzte sich in einem Lager, seine Truppen schossen in äußerster Wut scharf mit Pistolen; endlich mußte er die Waffen strecken und wurde, die Hände auf dem Rücken gebunden, in das Zelt seines Gegners geführt. [D.]

Zur Geschichte des Feuilletons. — Geoffroy hat das Feuilleton zuerst im Jahre 1800 als ständige Rubrik im „Journal des Debats“ eingeführt. Seine Entstehung verdankt es der scharfen Zensur, welche unter dem ersten Napoleon gegen jede Berichterstattung politischer Art ausgeübt wurde. Um dem Leser Interessantes bieten zu können, mußte man daher seine Stoffe dem nichtpolitischen Gebiet entnehmen. Zu Anfang der vierziger Jahre wurde dem Feuilleton sein Platz „unter dem Strich“ angewiesen, und damit entstand gleichzeitig der Brauch, größere Erzählungen in fortlaufender Reihenfolge aufzunehmen. Den Anfang machte Emile de Girardin in seiner „Presse“ mit Eugène Sues Roman: „Geheimnisse von Paris“. Die ersten deutschen Zeitungen, welche das Feuilleton im modernen Sinne einführten, waren die „Kölnische Zeitung“ und die Wiener „Neue Freie Presse“.

Humoristisches.



Enttäuscht.

Hauswirtin: Wenn Sie bis diesen Abend nicht zahlen, müssen Sie heraus, da kann nichts helfen!
Student: Beruhigen Sie sich; ich werde gleich an einen Freund schreiben.
Hauswirtin: Kriegen Sie von dem noch Geld?
Student: Geld nicht ... aber ich glaube, er hat noch ein Zimmer frei.



Mißverstanden.

Feldwebel: Schulz, wie ist es mit Ihrem Zivilverhältnis?
— Hab' ick loofen lassen, Herr Feldwebel.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 12:
Sei freundlich gegen jedermann, dann sehen dich alle freundlich an.

Rätsel.

In Reih' und Glied steht 's Regiment,
Die Spielleute an dem einen End'.
Da ruft der Oberst das Rätselwort —
Und munteres Leben regt sich sofort.
Die Trommeln wirbeln, Musik fällt ein:
Wie klingt das Wort so voll und so rein!
Die Männer heben die Füße empor,
Es führt sie das Wort hinaus zum Thor. —
Dann wieder liegt es im deutschen Land
In stiller Ruh' an des Meeres Strand;
Die prächtigsten Herden weiden dort;
Der Landmann segnet das Rätselwort.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Buchstaben-Rätsel.

Ich will mir's heute abend besehn,
Mit a, das man bewundert sehr,
Doch muß ich's gleich mit i erstehn,
Denn später giebt's vielleicht keins mehr.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Homonyms in Nr. 12:
Betragen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.